

GESCHICHTE

Die unermessliche Weite des Lagers

Im März 2017 reisten 36 Mitarbeiter von Evonik und Borussia Dortmund, darunter Klaus Engel und Hans-Joachim Watzke, die Vorsitzenden von Evonik-Vorstand und BVB-Geschäftsführung, nach Oświęcim in Polen, um die Gedenkstätten in Auschwitz und Birkenau zu besuchen. Der Historiker und Schriftsteller Per Leo hat sie begleitet.

22. März 2017

Der Autor

Der promovierte Historiker Per Leo lebt und arbeitet als freier Autor und Schriftsteller in Berlin. In seinem vielgelobten Roman „Flut und Boden“ verarbeitet er die wahre Geschichte zweier Brüder – der eine ein SS-Offizier, der andere ein Opfer einer Zwangssterilisierung.

Wir hatten Glück mit dem Wetter. Was das bedeutet, versteht sich normalerweise von selbst. Sonnenschein am Strand, Neuschnee in St. Moritz, frischer Wind beim Segeltörn. Aber was bedeutet es für eine Fahrt an den Ort, der wie kein anderer für die Verbrechen des Nationalsozialismus steht? Welches Wetter passt zu einer Reise nach Auschwitz? Es gibt darauf keine kurze Antwort. Vom Wetter in Auschwitz muss man erzählen.

Die Reise beginnt, wie sie auch in einem Hollywoodfilm beginnen würde. Während des Sinkflugs taucht unser Flugzeug ab in Fetzen aus schmutzigem Weiß und Grau. Erst kurz vor der Landung geben die Wolken den Blick auf Krakau frei. Dunkel glänzen die Straßen, Regentropfen klatschen an die Scheiben, zuerst flüchtig und klein, dann bleiben sie haften und schauen uns, bevor sie sich in die Tiefe stürzen, mit hundert traurigen Augen an.

Auschwitz liegt in Polen. Was klingt wie ein geographisches Detail, ist tatsächlich der erste Schritt zu einer Erkenntnis. Die Vergangenheit, auf deren Spuren wir uns hier begeben, ist nicht nur schrecklich, sie ist auch kompliziert. Komplizierter jedenfalls, als wohl die meisten von uns dachten. Sie hat nicht nur mit Nazis und Juden zu tun, sondern auch mit polnischem Freiheitssinn und der Roten Armee. Und mit noch so viel mehr. Aber das wird uns erst im Laufe der Reise klar.

Zunächst ist, wie die Gespräche auf der Busfahrt zeigen, noch alles von beklemmender Eindeutigkeit. Wir kommen gleich zur Sache. Ja, man habe auch Respekt vor dieser Reise; ja, man habe sich auch schon in der Schulzeit intensiv mit dem Thema beschäftigt; ja, man sei auch besorgt wegen der politischen Tendenzen der Gegenwart, vieles erinnere doch sehr an damals.

Der Regen wird stärker. Er fällt in eine Landschaft, die der Kapitalismus nicht gerade schöner gemacht hat. Liebloser Plastikschilder laden zum Geldausgeben ein, im Grau der Fassaden wirken sie wie verschmierter Lippenstift auf einer Masse von müden Gesichtern. Vertrauen erwecken nur die Wegweiser. Sie sind aus robustem Stahl und lügen nicht. Wenn du zu den Gaskammern willst, sagen sie, bitte hier entlang. Nach Oświęcim. Wie eine Schlinge zieht sich der Name um den Ort, auf den wir uns nur widerwillig zubewegen.

Bruxelles ist Brüssel, Moskva ist Moskau. Aber Oświęcim ist nicht Auschwitz. Unsere Reiseleiter, der Historiker Andreas Kahrs und Daniel Lörcher, Fanbeauftragter des BVB, wissen das. Und sie wissen auch, dass man Zeit in Oświęcim verbringen muss, um Auschwitz zu begreifen; soweit das überhaupt möglich ist. Darum haben sie uns nicht im malerischen Krakau untergebracht, sondern im einzigen Hotel vor Ort, das man guten Gewissens Champions-League-Siegern und Vertretern eines Weltkonzerns zumuten kann. Jacques Chirac war auch schon hier; und sein Lächeln auf dem Foto wirkt gar nicht mal gequält. Als Kahrs uns begrüßt, hören wir zum ersten Mal, wie man den Namen unseres Reiseziels ausspricht: Oswjent-schijem.

Nach dem Mittagessen – viel Rote Bete und ausgezeichnetes Risotto – sieht der Tagesplan zwei Stunden »Freizeit zur individuellen Gestaltung« vor. Aber mit der Freiheit des Neuankömmlings ist es hier nicht allzuweit her. Zu zwanghaft bezieht er alles, was er sieht, auf das Grauen, dem die Stadt ihre traurige Berühmtheit verdankt. Die stacheldrahtbesetzte Mauer vor dem Gebrauchtwagenhandel zum Beispiel. In großen schwarz-blauen Buchstaben haben Fans den Namen des örtlichen Fußballclubs auf die Betonelemente geschrieben: Unia Oświęcim. An keinem anderen Ort der Welt würde man es bemerken. Hier aber macht der Kopf ein Drama daraus. Er verwandelt »Oświęcim« in »Auschwitz«, trennt es von »Unia«, verbindet das Wort mit dem Stacheldraht zu einem düsteren Bild, und ist sich ganz sicher, dass die Schmierfinken – natürlich Antisemiten! – genau wussten, was sie da taten.

Schwere Lastwagen rauschen vorbei. Verflucht, denkt der Kopf, wenn ich jetzt überfahren



An der Ermordung der europäischen Juden waren auch ganz normale Männer beteiligt, die nichts als ihre Arbeit zu machen meinten: Wissenschaftler und Polizisten, große und kleine Beamte.

werde, bin ich in Auschwitz ums Leben gekommen. Auch im Hotel ist man nicht sicher vor den makaberen Gedanken, nicht einmal auf der Herrentoilette. Über dem Pissoir hängt eine Bekanntmachung, die das Wort »Eliminacja« enthält. Natürlich, denkt der Kopf, was wollte man hier auch sonst bekanntgeben? Dass es womöglich gar nicht »Vernichtung« bedeutet, sondern »Ausscheidung«, und an der bestmöglichen Stelle darauf hinweist, dass am Abend die Spiele zur WM-Qualifikation in der Hotelbar gezeigt werden, darauf kommt er nicht, der Kopf.

Später, in der Warteschlange vor dem Geldautomaten, wird ein ziemlich guter Helmut-Kohl-Witz erzählt. Alle müssen lachen. Sofort schreitet der Kopf ein. Wer war das? Zugegeben, es war ein Repräsentant der Firma, deren Vorgängerin das Zyklon B für die Gaskammern geliefert hat. Und wer hat gelacht? Nun ja, der Berichterstatter, Enkel eines SS-Offiziers, war es, zusammen mit Angestellten von Borussia Dortmund, einem Verein, dessen Fanszene ein Problem mit Neonazis hat. Herumalbern in Auschwitz, dürfen wir das? Ausgerechnet wir?

Andreas Kahrs weiß, wie zwanghaft Neuankömmlinge in Oświęcim ticken. Und er weiß auch, dass sie damit erst aufhören, wenn man gezielt gegensteuert. Was wir im Kopf haben, wenn wir an »Auschwitz« denken, das macht sein Einführungsvortrag klar, sind fast nur Wörter und Bilder. Allesamt von großer symbolischer Kraft. Wörter wie »Wannsee-Konferenz«, »Endlösung«, »Rampe«, »Selektion«, »Gaskammer«, »Zyklon B«, »Krematorium«, »Zahngold«; Bilder von Eisenbahnschienen, Wachtürmen, Viehwaggons, erschöpften Gesichtern, SS-Männern mit Schäferhunden, kofferttragenden Greisen, Leichenbergen, Schornsteinen, Kindern in gestreiften Uniformen hinter Stacheldraht. Nichts davon ist erfunden. Jedes Bild stammt von einem Foto, jedes Wort ist durch Quellen verbürgt. Aber die Geschichte, die wir aus diesen Elementen zusammenfügen, ist simpel. Zugleich ist sie so unfassbar, dass nichts darin an Menschen erinnert, die unsere Großeltern sein könnten. Sie lässt sich in einem einzigen Satz zusammenfassen. In Auschwitz, so lautet er, setzte die SS Hitlers ungeheuerlichen Plan, alle Juden zu ermorden, in die Tat um.

Doch so war es nicht. Es war viel schlimmer. »Für die Ermordung der europäischen Juden«, sagt Kahrs, »gab es keinen Masterplan.« Pläne gab es zwar zuhauf, aber die bezogen sich vor allem auf die schöne Zukunft, die Deutschland nach dem Krieg bevorstand. Besonders gerne stellte man sich vor, wie Osteuropa aussehen würde, wenn es erst einmal erobert, befriedet und von Deutschen besiedelt sein würde. An der Ausarbeitung dieser Pläne wirkten unzählige Experten mit, Wissenschaftler, Ministerialbeamte, Militärs und Unternehmer, die sich selbst oft gar nicht als Nazis verstanden. Dass die Verwirklichung ihrer Utopien Millionen Menschen das Leben kosten würde, war diesen ganz normalen Familienvätern klar, aber nur in Form abstrakter Berechnungen. Sie wussten, dass die Lebensmittel nicht reichen würden, um während des Krieges die Bevölkerung im Osten ausreichend zu ernähren; sie wussten, dass man den Einheimischen Wohnungen, Höfe, Firmen und Geschäfte wegnehmen musste, um deutsche Volksgenossen an-

Der BVB will den Rechtsextremismus in seinem Umkreis schwächen. Und Evonik will bei seinen Mitarbeitern ein Bewusstsein für Werte schaffen, die über den Firmenzweck im engeren Sinn hinausgehen.

zusiedeln; und sie wussten, dass ein solcher Krieg sich nur mit Hilfe von Sklavenarbeit führen lassen würde.

Die Nazis wiederum konnten sich ein Großgermanisches Reich nur ohne »Fremdvölkische«, ohne politische Gegner, ohne »Zigeuner«, ohne Geistesranke, ohne »Asoziale«, ohne Kriminelle, vor allem aber ohne Juden vorstellen. All diese Menschengruppen sollten »weggesperrt« oder »entfernt« werden, aus Deutschland wie den eroberten Gebieten im Osten. Aber immer traf es die Juden zuerst. In Polen wurden sie sofort nach Ende der Kampfhandlungen ihrer Rechte beraubt, enteignet, durch Zwangsarbeit ausgebeutet und in Ghettos gepfercht, mit dem vagen Ziel, sie in naher Zukunft in ein »Reservat« zu deportieren. Aber wo das liegen sollte, wusste niemand so genau. Vielleicht im ostpolnischen Distrikt Lublin, sagten die einen; aber auch die dortige Zivilverwaltung wollte ihr Gebiet »judenfrei« haben. Dann eben auf Madagaskar, sagten die anderen; aber dazu hätte die britische Seeherrschaft gebrochen werden müssen. Schließlich hieß es: irgendwo in der sibirischen Eismeerregion, sobald wir Russland erobert haben; aber das war schon eine nur noch notdürftig kaschierte Mordphantasie. Tatsächlich begann der Völkermord im Spätsommer 1941. Als die Hoffnung auf einen schnellen Sieg gegen die Rote Armee sank, begannen die Einsatzgruppen der SS, im Hinterland der Front nicht nur kommunistische Funktionäre und Partisanen, sondern auch die jüdische Zivilbevölkerung systematisch umzubringen. Oft in tagelangen Gemetzeln, unter tätiger Mitarbeit deutscher Soldaten und Polizisten. Gleichzeitig verreckten innerhalb weniger Wochen hunderttausende Rotarmisten in den Kriegsgefangenenlagern an Hunger und Seuchen.

Es war dieses Klima der enthemmten Gewalt, als der Massenmord bereits Teil der Kriegsführung geworden war, in dem der Entschluss gefasst wurde, die in den polnischen Ghettos dahin vegetierenden Juden zu töten. Wir wissen nicht, wann genau und von wem, aber ohne Hitlers Zustimmung wäre er nicht denkbar gewesen. Jedenfalls war es von hier zu der Entscheidung, sämtliche Juden im deutschen Herrschaftsgebiet zu ermorden, nur noch ein letzter Schritt. Als der SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich am 20. Januar 1942 eine Reihe hoher Ministerialbeamter an den Wannsee lud, war er bereits vollzogen. Es ging nur noch um operative Fragen.

Dass dabei die kleine Stadt Oświęcim, die seit 1939 wieder Auschwitz hieß, so wie auch schon von 1772 bis 1919, als sie zu Österreich gehörte, eine zentrale Rolle spielen sollte, hatte zunächst





gar nichts mit Juden zu tun. Dafür umso mehr mit der SS. Und mit dem Krieg. Seit 1939 vereinte Heinrich Himmler nämlich zwei Schlüsselämter in seiner Person. Er war nun nicht mehr nur als Chef der SS und der deutschen Polizei für die »Gegnerbekämpfung« verantwortlich, sondern als »Reichskommissar zur Festigung des deutschen Volkstums« auch für die Germanisierung Osteuropas. Das Konzentrationslager, das er nach dem Vorbild des Muster-KZ Dachau im Sommer 1940 in Auschwitz errichten ließ, war vor allem für polnische Widerstandskämpfer gedacht. Es befand sich mitten im ehemaligen Staatsgebiet Polens, auf einem Streifen Land, der dem Reich eingegliedert worden war.

Im März 1941 besuchte Himmler dieses Lager und gab dabei zwei Entscheidungen bekannt, deren fatale Konsequenzen noch niemand ahnte. Erstens sollte unweit des Stammlagers, in Birkenau, ein zweites Lager für die bald zu erwartenden sowjetischen Kriegsgefangenen errichtet werden. Ebenfalls mit Blick auf den Krieg teilte Himmler mit, dass die IG Farben zur Gewinnung von Buna, einem Kautschuk-Ersatz, im benachbarten Monowitz unter Einsatz von Zwangsarbeitern ein riesiges Chemiewerk errichten würde.

Schließlich erklärte er die Stadt und ihr Umland zu einem Zentrum der Germanisierung, dem »Interessengebiet Auschwitz«. Nicht zuletzt wegen der guten Verkehrsanbindung und der Nähe zum oberschlesischen Kohlerevier sollten hier deutsche Kolonisten, vornehmlich SS-Angehörige, eine Modellstadt mit einem Netz von Arbeitslagern entstehen lassen.

Wenn man also fragt: Warum in Auschwitz? Dann lautet die furchtbare Antwort: Weil die Infrastruktur stimmte. Zugstrecken aus Wien, Berlin und Krakau kreuzten sich hier. Die nahen Zechen konnten ausreichend Rohstoffe für ein

Chemiewerk liefern. In Birkenau gab es Baracken. In Monowitz brauchte die IG Farben massenhaft Zwangsarbeiter. Und im Stammlager von Auschwitz waren im September 1941 bereits hunderte sowjetische Kriegsgefangene durch Giftgas ermordet worden. Man war vorbereitet auf das, was nun kommen sollte.

Schon seit Ende 1941 wurden Juden aus dem gesamten Reich nach Auschwitz deportiert; die meisten von ihnen kamen innerhalb weniger Wochen ums Leben. Doch die Gaskammern und Krematorien von Auschwitz-Birkenau nahmen ihre monströse Fabrikarbeit erst Anfang 1943 auf, als die meisten Juden Osteuropas bereits tot waren, umgebracht mit Gewehren, Pistolen, Bajonetten, Knüppeln und Mistgabeln in der Sowjetunion, mit Autoabgasen in Chelmno, Belzec, Sobibor und Majdanek, den Mordstationen in Ostpolen. Erst nachdem diese allein dem Tötungszweck dienenden Stätten zerstört worden waren, begannen die Deportationszüge aus dem Rest Europas nach Auschwitz zu rollen: aus Frankreich und den Niederlanden, aus Griechenland und Belgien, aus Italien und vom Balkan, aus Norwegen und Luxemburg, und schließlich, zahlreicher als aus allen anderen Ländern, aus Ungarn. Bis Ende 1944 wurden in Auschwitz-Birkenau mehr als eine Millionen Juden ermordet. Und nicht nur sie. Mindestens 70.000 Polen, 20.000 Sinti und Roma und 15.000 Angehörige der Roten Armee zählten auch zu den Opfern.

Am Abend liest der Berichterstatter aus seinem Roman vor. Er handelt von seinem Großvater Friedrich und dessen Bruder Martin, zwei Kindern aus einer kultivierten Familie des hanseatischen Bürgertums. Im Dritten Reich machte der eine Karriere bei der SS, der andere wurde wegen einer Behinderung zwangssterilisiert. Obwohl man ein Zimmer weiter verfolgen könnte, wie der gebürtige Pole Lukas Podolski in Dortmund gerade sein letztes Länderspiel für Deutschland bestreitet, ist auch die Delegation des BVB in Mannschaftsstärke anwesend. Die Diskussion im



Anschluss an die Lesung will gar kein Ende finden. Dabei dreht sie sich im Grunde um eine einzige Frage. Wie konnten Menschen nur so etwas tun? In immer neuen Anläufen versuchen der Autor, sein Historikerkollege Kahrs und Daniel Lörcher, der auf vielen Exkursionen nach Oświęcim auch zu einer Art Fachmann geworden ist, darauf Antwort zu geben. Am Ende hat sich die Frage nicht erledigt. Aber vielleicht sind zumindest ein paar Punkte angesprochen worden, die ahnen lassen, unter welchen Umständen das für sich genommen Unfassbare überhaupt geschehen kann. Zum Beispiel ist ein Völkermord im Bewusstsein derer, die ihn verüben, niemals ein Selbstzweck. Sie haben nicht nur ein Feindbild im Kopf, in diesem Fall der Juden, sondern auch ein übersteigertes Ideal der eigenen Gruppe. Friedrich Leo war ein Spezialist für Menschenselektion. Nur wählte er nicht Menschen aus, die vor ihrer Ermordung noch Zwangsarbeit leisten mussten, sondern solche, die trotz ihrer französischen, slowenischen oder polnischen Herkunft so aussahen, dass man sie für »eindeutschungsfähig« hielt. Er schenkte also eher Leben, als dass er es nahm. Aber das war reiner Zufall. Beides gehörte zusammen. »Leben machen und sterben lassen« – so hat der Historiker und Philosoph Michel Foucault die zwei Seiten des bevölkerungspolitischen Rassismus zusammengefasst.

23. März 2017

Verfluchte Smartphones. Hätten wir nicht unseren Wetter-Apps vertraut, stünden jetzt nicht so viele von uns in viel zu dünnen Jacken da. Es hat aufgehört zu regnen, aber von den frühlinghaften 14 Grad, die für diese Tage angekündigt waren, ist nichts zu spüren. Es weht ein beißender Wind, den die Aussicht auf einen ganzen Tag im Freien noch kälter erscheinen lässt. Nur wenige haben an eine Mütze gedacht. Die Männer unter uns tragen immerhin, wie es sich gehört, eine kreisrunde Kippa auf dem Kopf.

Der erste Besichtigungstermin unserer Reise führt nicht ins Lager, sondern auf den ehemaligen jüdischen Friedhof von Oświęcim. Kahrs bleibt seiner Methode treu, die Erwartungen, die eine Reise in diese Stadt unvermeidlich mit sich bringt, erst einmal zu enttäuschen. Er nennt den Friedhof einen »unerwartbaren« Ort (was die »erwartbaren« Orte sind, versteht sich von selbst). Die Toten, die hier liegen, unterscheiden

sich von den Toten, die in den Krematorien von Birkenau verbrannt worden sind. Sie sind Teil einer Kultur, in der das Totengedenken eine zentrale Rolle spielt. »Häuser für die Ewigkeit« nennen die Juden ihre Grabstätten, sie sind ihnen so heilig, dass sie niemals aufgegeben werden. Man sucht sie auf, um Zwiesprache mit seinen Toten zu halten, was Verwandte und Freunde meinen kann, aber auch die fast dreitausendjährige Generationenfolge, als die sich das Judentum versteht. Die Steinchen, die auf den Gräbern zurückgelassen werden, zeugen von der Bedeutung solcher Besuche. Auch in Oświęcim gab es eine jüdische Gemeinde, zuletzt umfasste sie mehr als die Hälfte der 14.000 Einwohner. Die meisten von ihnen wurden, wie fast alle polnischen Juden, 1942 in Belzec, Majdanek und Sobibor ermordet; nur der verbleibende Rest, der noch zu Arbeitsinsätzen gezwungen wurde, starb in den Gaskammern am Rande der Heimatstadt.

Kahrs möchte uns ein Gefühl dafür vermitteln, dass die Nazis nicht nur eine unvorstellbare Zahl von Menschen ermordet haben, sondern auch eine Kultur auslöschen wollten. In Deutschland war das jüdische Leben im 19. Jahrhundert weitgehend in der bürgerlichen Gesellschaft aufgegangen, äußerlich waren die meisten Juden von ihren protestantischen oder katholischen Mitbürgern kaum zu unterscheiden; oft waren sie auch getauft. Gerade das aber entfachte den Hass vieler Zeitgenossen. Wenn sie so sind wie wir, so der paranoide Schluss der Antisemiten, dann bedeute das nicht die Integration der Juden, sondern die »Judaisierung« Deutschlands. Aber wie es mit Ressentiments und Vorurteilen so ist, sie passen sich geschmeidig der Wirklichkeit an. In Polen nämlich waren es gerade die sichtbaren Zeichen des Ostjudentums, die Synagogen und Friedhöfe, die Kaftane, Bärte und Schläfenlocken, von denen die deutschen Besatzer sich zu spontanen Gewaltakten hinreißen ließen. Endlich mal Juden, so dachten viele und teilten es auch in ihren Briefen mit, die so aussehen, wie man es aus der Wochenschau kennt. Es bedurfte keiner Befehle, um einfache SS-Männer, Wehrmachtsoldaten und Verwaltungsbeamte zu bewegen, Tora-Rollen in den Straßenschmutz zu treten, Grabsteine zu zerschlagen, Bärte abzuschneiden, Männer, Frauen und Kinder in Synagogen zu treiben, die Türen zu verriegeln und dann Feuer zu legen.

Bis 1939 war kein anderes Land Europas so sehr vom jüdischen Leben geprägt wie Polen. Etwa 3,5 der gut 30 Millionen Einwohner waren Juden. Heute umfassen die jüdischen Gemeinden in Polen gerade mal 12.000 Personen, von denen die meisten sich erst in den letzten Jahren wieder angesiedelt haben. Das Zusammenleben der katholischen und jüdischen Bevölkerungsgruppen war nie konfliktfrei, aber seit es kaum noch Juden in Polen gibt, hat die Beziehung eine eigenartige Schiefelage bekommen. Es geht nicht mehr um Fragen des Zusammenlebens, sondern der Erinnerung. Das Konzentrationslager in Auschwitz ist nämlich auch für die Polen ein zentraler Gedenkort. Es wurde errichtet, um den nationalen Widerstand zu brechen, zehntausende nicht-jüdische Polen wurden hier ermordet. Aber



in das Gedächtnis der Menschheit ist der Ort wegen des Holocausts eingegangen. Über zwei Millionen Besucher zählte die KZ-Gedenkstätte 2016. Die meisten kamen mit Touristenbussen aus Krakau, um kurz mal die krasse Location zu checken, an der Hitler sechs Millionen Juden umbringen ließ, außer den paar natürlich, die Liam Neeson a.k.a. Oskar Schindler dem Kommandanten Höß abkaufte. Für ein Säckchen Diamanten. In Schwarz-Weiß.

Man muss das wissen, wenn man Antwort auf die Frage sucht, die aus dem Kreis der Reiset Teilnehmer immer wieder gestellt wird: Wie können Menschen nur an einem solchen Ort leben? Nun, sie können es, weil Oświęcim nicht mehr Auschwitz ist, sondern eine Stadt, deren Bewohner das Gleiche tun, was Menschen überall auf der Welt tun, und damit ihren Kopf voll genug haben. Sie

können es aber auch, weil Auschwitz nicht gleich Auschwitz ist. Für die Polen bedeutet der Ort etwas anderes als für die Juden, die aus aller Welt hierherkommen. Viele Polen sind vor allem stolz auf das Martyrium, das ihre Landsleute im Konzentrationslager für die Freiheit ihrer Heimat erlitten haben.

Und dann gibt es noch ein paar Einwohner von Oświęcim, die ganz bewusst das schwere und vieldeutige Erbe der deutschen Besatzungszeit angenommen haben. Beindruckende Menschen sind das, wie Leszek Schuster, den wir in der Internationalen Jugendbegegnungsstätte treffen. Daniel Lörcher, der hier schon oft mit Fangruppen zu Besuch war, wird von ihm wie ein alter Freund empfangen. In fließendem Deutsch berichtet Schuster von der Geschichte des Hauses, das er mitgegründet hat, und sagt dabei einen bemerkenswerten Satz: »Das deutsch-polnische Verhältnis schließt Auschwitz ein.« Bildlich gesprochen, hat er damit ein Dreieck gezeichnet, das die Nachfahren der Opfer, die Nachfahren der Täter und das Land, in dem die Taten stattfanden, in Beziehung setzt. Juden, Polen und Deutsche. Und nicht nur sie. Es

ist dieser Geist, in dem die Gedenkstätte junge Menschen aus aller Welt zusammenbringt, um das, wofür »Auschwitz« steht, immer wieder aufs Neue im Gespräch zu klären. Nach der Präsentation setzen unsere Delegationsleiter Zeichen der Freundschaft. Klaus Engel, der Vorstandsvorsitzende von Evonik, stiftet der Hausbibliothek drei historische Fachbücher, die im Auftrag seines Konzerns entstanden sind. Hans-Joachim

Watzke, der Geschäftsführer des BVB, überreicht einen schwarz-gelben Fußball. Die Sicherheit, mit der Schuster für das Erinnerungsfoto lächelnd die Hände auf den Ball legt, lässt ahnen, dass sein Vater nicht nur gegen die Nazis gekämpft, sondern auch ein paar Mal für die polnische Nationalmannschaft gekickt hat.

Oder wie Bożena Kramarczyk, eine kleine Frau, deren schönes Gesicht von der schweren Arbeit gezeichnet ist, die sie Tag für Tag verrich-

tet. Sie führt deutschsprachige Gruppen durch die Lager von Auschwitz und Birkenau. Gemäß der historischen Chronologie findet unsere erste »erwartbare« Ortsbegehung im Stammlager statt. Sie dauert fast drei Stunden und fühlt sich an wie ein Traum, als Ganzes unwirklich, in den Details von grotesker Klarheit. Wir sind 36 Besucher von tausenden. Fast alle scharen sich um einen Führer, der ein Schild mit einer kleinen roten Zahl hochhält, damit im Getümmel niemand verloren geht, was schnell passieren kann, weil die Führerstimme über Funk auch noch in größerer Entfernung zu hören ist. Merkwürdigerweise ist die Zusammengehörigkeit der meisten Gruppen sofort erkennbar. Hier die unvermeidlichen Japaner. Da Männer mit breitkrempigen Hüten, orthodoxe Juden. Dort alte Menschen, viele mit Gehstock oder am Rollator. Besonders auffällig ist eine Schar von Mädchen, die sich Israel-Fahnen um die Schultern gehängt haben, wie zum Schutz, doch auch mit unverkennbarem Stolz. Und wir? Was verbindet uns für die anderen?

Das berühmte Tor, über dem in schwarzen Luftbuchstaben das zynische Lagermotto steht, sei eine Replik, sagt Frau Kramarczyk. Das Original wurde kürzlich von schwedischen Neonazis geklaut. Dem Besucher, der zurückschaut, nachdem er es durchschritten hat, bietet sich ein Bild von absurder Komik. Er sieht einen endlosen Strom von Menschen mit Kopfhörern auf sich zukommen, die alle ihr Handy in die Höhe halten, um ein Foto von dem Schriftzug IERF THCAM TIEBRA zu machen. »Lassen Sie bitte die anderen Gruppen vorbei«, sagt der Kopfhörer, »und treten Sie ein Stück zur Seite«. Wir stehen auf dem Appellplatz. Die Kälte, in der wir uns seit heute Morgen aufhalten, hat sich mittlerweile in die Glieder gefressen. Vielen Gesichtern ist die Müdigkeit anzusehen, und einigen auch die Fortsetzung der abendlichen Diskussion in der Hotelbar. Wie müssen sich die Häftlinge gefühlt haben, wenn sie im Frost zum Appell gezwungen wurden, bekleidet nur mit einer Baumwolluniform, erschöpft von einem Tag Schwerstarbeit, hungrig, stundenlang, bis die Vollzähligkeit festgestellt war, noch viel länger, wenn jemand fehlte, oder wenn ein Häftling vor den Augen aller anderen gefoltert oder gehängt wurde? In seiner Mitte, wo die Stacheldrahtzäune nicht zu sehen sind, wirkt das Lager wie eine Mustersiedlung. Rechtwinklig angelegte Straßen umschließen Häuserblöcke aus rotem Backstein. Sie sehen alle gleich aus, auch Block 6, in dem das Museum untergebracht ist. Weil der Andrang so groß ist, müssen wir warten, bis wir Teil der trägen Masse geworden sind, die das Haus in sich hineinsaugt. In den Fluren trennen Seile die eintretenden von den austretenden Gruppen. Die Treppenstufen sind vom millionenfachen Betritt ausgebeult. »Bitte machen Sie Platz für die andere Gruppe«, sagt die Stimme von Frau Kramarczyk, »kommen Sie bitte hier entlang«. Sie ist nicht zu sehen, während sie zu uns spricht. Das Museum gleicht eher einer Kunstaussstellung. Es gibt keine Texttafeln, nur Schaukästen mit Objekten, die für sich selbst sprechen sollen, während der Kopfhörer etwas sagt, das sinnvoll klingt, sich aber mit dem, was man sieht, zu keiner Einheit fügen will. Ein Formular der Häftlingsverwaltung. Name, Alter, Herkunft, Einweisungsgrund: ein knapper Tin-





tenstrich. Viele Räume sind durch Scheiben geteilt, hinter denen Gegenstände aufgetürmt sind, alle von gleicher Art. Asservaten des Völkerraubmords. Brillen. Schuhe. Koffer. Eine graubraune Halde verfilzter Haare. Die Räume hinter dem Glas sind unterschiedlich geschnitten, manche wirken wie riesige Schaufenster, andere wie Säle. Einer sieht aus wie ein Schwimmbad. Statt des Wassers ein wogendes Meer aus Schalen, Krügen und Schüsseln. Ein Fest verbleichender Emaillefarben. Auf eine Schale sind Kirschenpaare gemalt. Es fällt schwer, den Blick abzuwenden. Eine Frau weint. »Kommen Sie bitte weiter, machen Sie bitte Platz für die nächste Gruppe«, sagt der Kopfhörer. In allen Räumen befinden sich Heizkörper, aber sie spenden keinen Trost, denn die Wärme verstärkt die Müdigkeit. Wie gerne würde ich mich auf den Boden legen und in traumlosen Schlaf versinken. In Block 7 füllt eine Galerie von Häftlingsfotos den ganzen Flur. Maria Petricka, Nr. 7637, tschechisch, geboren 20.11.1895, deportiert 17.6.1942, gestorben 25.9.1942. Wer fotografiert wurde, starb langsamer. Block 11 war der Ort für Züchtigung und Strafe. Im Keller fensterlose Stehkerker. Nebenan, in den Gefängniszellen, wurde erstmals mit Zyklon B experimentiert, es dauerte zwei Tage, bis alle Rotarmisten erstickt waren. Auf dem Platz zwischen Block 10 und 11 fanden die Exekutionen statt. »Ein Zeuge berichtet von einem Mädchen«, sagt der Kopfhörer, »das seine Mutter auf dem Weg zur Erschießung fragte, ob es wehtun werde. Da griff ein SS-Mann das Kind und schleuderte es so heftig gegen die Hauswand, dass der Schädel zerbarst.«

Die erste Gaskammer wurde noch im Stammlager errichtet. Als wir sie nach der Besichtigung verlassen und ins Freie treten, hat sich die Gedenkstätte wie von Zauberhand geleert. Außer uns sind nur noch die Mädchen mit den weiß-blauen Israelfahnen da. Sie haben einen Kreis gebildet und singen Arm in Arm die Hatikvah, ihre Nationalhymne, ein wehmütiges Lied in ziehendem Moll. »Kol od balewaw penima« – »Solange noch im Herzen«, singen sie, »eine jü-

dische Seele wohnt und nach Osten hin, vorwärts, ein Auge nach Zion blickt, solange ist unsere Hoffnung nicht verloren, die Hoffnung, zweitausend Jahre alt, zu sein ein freies Volk, in unserem Land, im Lande Zion und in Jerusalem!« Sie haben den Ort markiert. Mit ihrer Trauer, ihrem Trotz, ihrem Gesang. Mit ihrer Lebendigkeit.

24. März 2017

Wir stehen am Gleis und frieren. Schon wieder. Ganz in der Nähe, bei dem Viehwaggon der Reichsbahn, der die Stelle symbolisiert, wo 1944 Tag für Tag die Züge aus Ungarn ankamen, haben sich, auch das wie gestern, die Mädchen mit den Israel-Fahnen versammelt. Davon abgesehen, erinnert in Auschwitz-Birkenau nichts an das Stammlager. Es ist früh am Morgen, die ersten Busse aus Krakau machen sich gerade erst auf den Weg. Noch gehört die Gedenkstätte den wenigen Gruppen, die es ernst meinen mit ihrem Besuch. Nur drei Kilometer westlich der Stadt gelegen, in der Mitte zwischen den Flüssen Weichsel und Sola, scheint die Weite des Lagers unermesslich. Unvorstellbar, dass jenseits des Backsteinturms, durch den das einspurige Gleis in den Entladebereich führt, die Welt weitergeht. In allen anderen Richtungen verliert sich der Blick in der Ferne. Baracken und Schornsteine, soweit das Auge reicht, am Horizont zeichnen sich flach und schwarz die Konturen eines Wäldchens ab. Die Wolken haben sich ins Himmelsgewölbe zurückgezogen, sie hängen hoch, unendlich weit weg von den Spitzen der Papeln, die vereinzelt auf dem Lagergelände herumstehen. Irgendwo dazwischen ziehen Kraniche, schon lange vor ihrem Überflug sind sie zu erkennen.

Was ist das hier? Ein Ort? Das Wort passt nicht. Aber es ist auch keine Landschaft. Eher ein Raum. Eine Zone. »Todeszone« o nannte Ernst Jünger die vordersten Abschnitte der Westfront. Mit wie viel mehr Recht ließe sich Auschwitz-Birkenau so bezeichnen. Die Sprache der Häftlinge jedenfalls drückte ein deutliches Bewusstsein dafür aus, dass sich das Vernichtungslager als Ganzes nur von oben vorstellen ließ. Wegen seiner Größe, aber auch wegen seines Zwecks. Als ob selbst Gott eine Karte benötigte, um sich in Auschwitz-Birkenau zurechtzufinden, hatten hier Orte, die kaum einen Kilometer auseinander lagen, Ländernamen. Von der Rampe kann man nach Mexiko sehen, und in der Ferne, bei dem kleinen Wäldchen, da liegt Kanada.

Die Sprache ist das einzige Mittel, durch das man sich der Existenz von etwas vergewissern kann, das nicht da ist. Selbst von etwas, das man noch nie gesehen oder für immer verloren hat. Schönheit und Fülle. Dafür stehen die Namen der beiden Länder. Mexiko ist bunt, so bunt wie die Frauen, die für ein paar Tage oder Wochen in den Baracken der Lagererweiterung B III untergebracht werden mussten, weil im Sommer 1944 die Kapazität der Krematorien nicht ausreichte, um alle Insassen der Züge noch am Tag ihrer Ankunft zu ermorden. Für sie gab es keine Uniformen, da-



rum steckte man sie in Kleider von Frauen, die schon tot waren. Die Nähe des Todes war bunt in Birkenau. Bunt wie Mexiko. Der Reichtum war fern in Birkenau. Fern wie Kanada, wohin wir uns nun auf den Weg machen.

Auf dem offenen Gelände weht der Wind noch viel schärfer als in der Stadt. Weil der Weg lang ist und wir immer wieder stehenbleiben, um Frau Kramarczyk zuzuhören, ist die Kälte noch bedrückender als gestern. Es fallen sogar ein paar Tropfen Regen, auch wenn rätselhaft ist, von wo sie kommen. Sie fühlen sich an wie Schnee. Weit und breit ist kein wärmender Unterschlupf in Sicht. Nur ein Toilettenhäuschen am Rande des Wäldchens, einige hundert Meter hinter den Überresten der Krematorien. O Wunder, es ist beheizt! Auch das Wasser ist warm. Laute Seufzer, dumme Sprüche, erleichtertes Lachen. Es ist der schönste Moment der ganzen Reise.

Den Weg, den wir nun gehen, gingen auch die Häftlinge, die nach der Ankunft nicht sofort in die Gaskammern geschickt wurden. Ihr Ziel war ein am äußersten Ende des Lagers gelegener Gebäudekomplex, in dem sie ihr altes Leben zurückließen, die meisten für immer. Und mit ihm ihren Besitz. Das Raubgut wurde hier sortiert und gelagert, um dann ins Reich an bedürftige Volksgenossen geschickt zu werden. Die Asservatenkammern von »Kanada« waren prall gefüllt, mit Kleidern, Pelzmänteln, Uhren, Gold, Silber und Geld. Auch im Inneren des Gebäudes folgen die Besucher dem Gang der Häftlinge, entlang der Schreibtische, an denen man ihre Daten aufnahm, der Räume, in denen ihre Haare geschoren wurden und ihre nackten Leiber nach dem Duschen an der kalten Luft trockneten, der Heißluftöfen, in denen ihre Kleider desinfiziert wurden, der Regale, wo man ihnen die Uniformen aushändigte. Der Gang führt in einen großen flachen Raum, an dessen Ende sich eine Stellwand mit Fotos befindet. Auch sie wurden den Häftlingen bei der Registrierung abgenommen. Sie zeigen Menschen, von denen keiner dem anderen gleicht, in Momenten, in denen sie taten, wonach ihnen der Sinn stand. Für die Nazis waren die Fotos wertlos. Doch wer sie anschaut, begreift sofort, dass sie vielleicht der kostbarste Besitz waren, den die Todgeweihten mit auf ihre letzte Reise nahmen.

Auf dem Rückweg halten wir am Mahnmal, das zwischen den Überresten der Krematorien errichtet wurde. Klaus Engel und BVB-Geschäftsführer Thomas Treß legen einen Kranz nieder, auf dessen einer Schleife »Evonik« steht, auf der anderen »Borussia Dortmund«. Statt der vorbereiteten Ansprache fordert Engel nur zum stillen Gebet auf; auch Treß ist nicht nach Reden zumute. Das letzte Wort in Birkenau hat daher Tadeusz Borowski, ein polnischer Widerständler, der das Lager als Sanitäter überlebte.

Daniel Lörcher leiht ihm seine Stimme, als er eine Passage aus dessen Erinnerungen vorliest. Die Krankenbaracke, so erzählt Borowski, befand sich in der Nähe der Rampe. Niemand scherte sich



darum, dass die Häftlinge, die hier ihren privilegierten Zwangsdienst versahen, neben der Baracke einen kleinen Garten anlegten. Dort wurde auch Fußball gespielt. Eines Sonntags, es blühen gerade die ersten Blumen, ist Borowski Torwart. Er wehrt einen Schuss zur Ecke ab. Als er den Ball holt, sieht er, dass an der Rampe, die sich hinter seinem Tor befindet, gerade ein Zug geleert wird. Frauen in bunten Sommerkleidern, Männer in leuchtend weißen Hemden, die Ärmel aufgekröpelt, einige von ihnen setzen sich ins Gras und schauen dem Spiel zu. Kurz darauf eine ähnliche Szene. Wieder läuft Borowski, den Ball zu holen. Die Rampe ist leer. »Ich ging mit dem Ball zurück und gab ihn zur Ecke. Zwischen zwei Eckbällen hatte man hinter meinem Rücken dreitausend Menschen vergast.«

Am Ende kommen wir zurück zum Grund unserer Reise. Warum Evonik? Warum Borussia Dortmund? Markus Langer, Markenchef des Konzerns und zusammen mit Lörcher Initiator dieser Fahrt, hat in den vergangenen Tagen schon mehrfach angesprochen, worum es geht. Um eine »Haltung«, durch die sich eine Brücke von der Vergangenheit in die Zukunft schlagen lässt. Evonik will es nicht bei der Aufarbeitung der Firmenvergangenheit belassen, sondern bei seinen Mitarbeitern ein Bewusstsein für Werte schaffen, die über den Firmenzweck im engeren Sinn hinausgehen. Und der BVB will die Rechten in seinem Umkreis schwächen, indem er in den eigenen Reihen, bei Fans und Mitarbeitern, die Kräfte der Toleranz fördert. Am Vorabend haben Klaus Engel und Thomas Treß diese Botschaft noch einmal, quasi offiziell, bekräftigt. Sie sprachen aus, was alle wussten. Aber sie taten es auf eine sehr persönliche Weise. Als Treß die rechtsextremen Fans der Borussia erwähnte, war zu spüren, dass diese Gruppierungen für ihn mehr sind als nur ein Imageproblem. Engel berichtete von einer Reise nach Israel. Er habe dort, in der Ausstellung der Gedenkstätte Yad Vashem, ein Exponat gesehen, das ihn mit nichts Neuem konfrontiert und doch erschüttert habe. Eine leere Dose, deren Etikett neben dem Produktnamen – »Giftgas Zyklon« – auch den Lieferanten nennt: »Degesch«, Deutsche Gesellschaft für Schädlingsbekämpfung, deren Mehrheitseigner die Degussa war, die



Deutsche Gold- und Silber-Scheideanstalt, und damit ein Unternehmen, dessen Erbe die Evonik Industries AG angetreten hat.

Worin dieses Erbe besteht, erläutert uns nach dem Mittagessen Andrea Hohmeyer, die Leiterin des Konzernarchivs von Evonik. Es ist der Vortrag einer Historikerin, die ebenso nüchtern über eine Gruppe von Unternehmern referiert, wie diese sich zu Mittätern des Völkermords gemacht haben. Unter den Vorständen der Vorgängerfirmen von Evonik, befanden sich, so berichtet Hohmeyer, keine erklärten Nationalsozialisten. Dem Aufsichtsrat der Degussa gehörten bis 1938 sogar noch sechs Juden an. Nur zwei Vorstände traten nach 1933 der Partei bei, vermutlich aus taktischen Gründen; von keinem sind Zeugnisse überliefert, aus denen ideologischer Eifer oder Antisemitismus spricht. Alles, was die Vorstände der Degussa taten, ließ sich durch den Firmenzweck rechtfertigen. Sie nutzten ihre Chancen bei der „Arisierung“; wie andere auch. Sie beschäftigten Zwangsarbeiter; wie andere auch. Sie schieden jüdisches »Sühnegold«; um ihre Marktposition zu behaupten. Sie lieferten Giftgas nach Auschwitz; weil es sonst andere getan hätten. Und wurden so zu Verbrechern.

In allen drei Lagerkomplexen ging das Leben nach der Befreiung weiter. Oder vielleicht sollte man lieber sagen: Es fing wieder an. Im Stammlager blieben die Überlebenden oft noch monatelang. Als sogenannte Displaced Persons mussten viele von ihnen warten, bevor sie in ihre Heimat zurückkehren und nach Israel oder Amerika auswandern konnten. Sie gründeten in Auschwitz Familien, nahmen ihre Berufe wieder auf, vor allem aber sicherten sie die Hinterlassenschaft des Lagers und gründeten die KZ-Gedenkstätte. In Birkenau brachte die Rote Armee deutsche Kriegsgefangene unter. Einer von ihnen war der spätere Historiker Reinhart Koselleck. Beim Kartoffelschälen in der Baracke, so berichtet er, sei das Gespräch auf die Ermordung der Juden gekommen. Ein Kamerad habe sie angezweifelt, worauf der Rotarmist, der sie bewachte und offenbar Deutsch verstand, einen Schemel ergriff und ihm einen tödlichen Schlag androhte. Da wusste ich, schreibt Koselleck, dass es stimmt.

Am merkwürdigsten aber ist das Nachleben von Monowitz. Als wir uns am Nachmittag aufmachen, um den dritten Lagerkomplex zu besichtigen, wird verständlich, warum Kahrs auch ihn einen »unerwartbaren« Ort nennt. Auf den ersten Blick erinnert hier nämlich nichts an die Vergangenheit. Als wir Oświęcim mit dem Bus Richtung Osten verlassen, fahren wir an einem riesigen Gewerbegebiet vorbei, Produktionsstätten der chemischen Industrie. Es gibt sie seit 1942, die Besatzer mussten sie zurücklassen, die Einheimischen haben sie übernommen. Ohne Dank. Ebenso wie das Zwangsarbeiterlager. Hier zogen 1945 Polen ein, die aus den von der Sowjetunion annektierten Ostgebieten kamen. Die Baracken verwandelten sich über die Jahre in Häuser, denen man heute ihren Ursprung nicht mehr ansieht. Nur der Straßenverlauf ist noch identisch mit dem des Lagers. Als wir die Hauptstraße des kleinen Orts entlang gehen, fallen die roten Backsteine auf, die in vielen Häusern verbaut sind, hier ein paar Farbflecken in einer weißen Wand, dort eine Säule, die ein Garagendach trägt. Sie stammen von den Funktionsgebäuden des Lagers.

Ein Traktor fährt vorbei, der Fahrer weiß, was wir hier suchen, und winkt uns freundlich zu. Nach ein paar hundert Metern erreichen wir unser Ziel: ein kleines Denkmal, das die Bewohner von Monowice zur Erinnerung an das Lager errichtet haben. Es weicht auf ergreifende Weise von den offiziellen Gedenkstätten ab. Man könnte das große Kreuz, immerhin Zeichen der Religion, aus deren Mitte der Antisemitismus kam, unpassend nennen. Aber das wäre ungerecht. Es ist nicht Ausdruck von Gedankenlosigkeit, sondern von höchster Wertschätzung. Das einzige Symbol, das aus katholischer Sicht einen Ort unantastbar macht. Am Sockel des Denkmals liegen frische Blumen. Neben dem Kreuz steht eine kleine Plastik-Maria mit Wasser aus Lourdes. Als wir uns auf den Heimweg machen, bricht in einem kleinen Streifen zwischen Wolkendecke und Horizont die Sonne hervor. Unsere Fahrt begann mit einem Klischee, sie endet im Kitsch.

25. März 2017

Wir nähern uns Krakau. Die gleiche Strecke, die gleiche Landschaft. Doch wie es sich für eine gelungene Reise gehört, erinnert nichts an die Stimmung der Hinfahrt. So war es auch schon am Vormittag gewesen, als wir noch einmal ins Stammlager gefahren waren, um die Ausstellung zu besuchen, die Kunstwerke von Häftlingen zeigt. Sie wäre einen eigenen, langen Text wert. Die Exponate sind von solcher Kraft, dass sie, unabhängig von ihrer handwerklichen Qualität, den Vergleich mit der Weltliteratur, die Auschwitz hervorgebracht hat, den Werken von Primo Levi, Ruth Klüger oder Imre Kertész, nicht zu scheuen brauchen. Nur zwei Bilder sollen hier erwähnt werden, weil sie auf ein viel zu wenig beachtetes Kapitel der Lagergeschichte verweisen. Dina Gottlieb, eine tschechische Jüdin, konnte gut zeichnen. So gut, dass sie später für die Disney-Studios in Hollywood arbeitete. So gut, dass Josef Mengele sie zwang, detailgenaue Porträts von Insassen des »Zigeunerlagers« anzufertigen. Zwei davon hängen heute in der Ausstellung. Sie sind wie ein Wunder. Mit Buntstiften gezeichnet, geben sie die Gesichter genauer wieder, als es die Fotografie vor Erfindung des Farbfilms je gekonnt hätte. Sie erfüllten also ihren Zweck, eine sogenannte Rassenphysiognomie zu dokumentieren. Zugleich aber machte Dina Gottlieb, kaum merklich und doch überwältigend, von ihrer Freiheit Gebrauch, als sie den Porträtierten einen Ausdruck von Würde verlieh.

Nach dem Besuch der Ausstellung schlendern wir einzeln oder in kleinen Gruppen über das Lagergelände. Die Sonne scheint. »Es wäre nett, wenn ihr am letzten Spieltag mit halber Kraft gegen uns spielen könntet, wir werden die Punkte nötiger haben als ihr«, sagt der Berichterstatter, ein Werder-Fan, in einer Runde von BVB-Typen. »Was soll das bringen«, sagt Lars Ricken, »gegen euch gewinnen wir doch auch mit halber Kraft.« Mal sehen.



Die Fahrten zu den Gedenkstätten

Den Impuls zu der gemeinsamen Reise von Evonik- und BVB-Mitarbeitern gab Daniel Lörcher, der Fanbeauftragte des BVB. Gemeinsam mit dem Fan-Projekt Dortmund e. V. und der BVB-Fan- und Förderabteilung richtet er bereits seit Jahren Gedenkstättenfahrten für BVB-Fans aus, um für die Gefahren des Rechtsextremismus zu sensibilisieren.